

„Diese ungeheuerliche Erwartung an das Kommende“

Georg-Friedrich Pfäfflin im Gespräch über Ernst Lange

Für Georg-Friedrich Pfäfflin war Ernst Lange eine prägende Gestalt. Im Gespräch mit a+b erzählt der Württemberger Pfarrer i. R., was ihn an Lange fasziniert, welche theologischen Gedanken für Lange zentral waren und welches große Fragezeichen ihm mit Blick auf Lange geblieben ist.



Pfarrer i. R. Georg-Friedrich Pfäfflin hat in den 1960er Jahren bei Ernst Lange an der Kirchlichen Hochschule Berlin studiert und war häufig bei den Gottesdiensten in der Ladenkirche am Brunsbütteler Damm in Berlin-Spandau, Langes Gemeindeexperiment, Foto: Tobias Weimer

a+b: Wie haben Sie damals in den 1960er Jahren Ernst Lange als Professor erlebt?

Georg-Friedrich Pfäfflin: Ich war von ihm als einem Lehrer begeistert, wie ich bis dato keinen hatte. Die anderen Lehrer in meinen Studienorten Tübingen, Heidelberg und Hamburg haben wir alle einer Schule, einer Richtung zugeordnet. Sie waren Barthianer oder Lutheraner, Reformierte oder Unierte. Das war Ernst Lange nicht. Bei ihm haben wir gemerkt, dass er alles selbst neu gedacht hat. Das hat ihn von allen Professoren unterschieden. Er hat nicht eine Theorie der Predigtlehre vorgetragen und gesagt „der sagt dies, der sagt das, der sagt jenes“. Seine Art zu lehren war von vornherein anders, dialogisch.

Seine Art zu lehren war von vornherein anders, dialogisch

Er hat mit uns geredet und ich hatte geradezu das Gefühl, der will auch von uns wissen, was wir denken.

a+b: Das Kommunikative ist ja ein Grundgedanke Langes.

Pfäfflin: Er hat zum Beispiel Bildung immer unter dem Aspekt gesehen, dass sie domestiziert oder befreit. Domestizierend ist, wenn ich eine Theorie lernen muss. Wenn in einem Lehrer Wissen begegnet und in einem Schüler Nichtwissen. Wenn sozusagen, mit dem Nürnberger Trichter gesprochen, das Wissen vom Lehrer über den Unwissenden gegossen wird. Das war Einübung in einen bestimmten Status quo. Befreiend war für ihn dialogische Struktur. Und da müssen auch die Methoden befreiend sein. Da kann also ein Lehrer nicht als Lehrer auftreten, sonst ist es wieder das alte System. Oben und

unten, Wissen und Unwissen, haben und nicht haben.

a+b: Das Kommunikative, Dialogische zeigt sich auch an seinen liturgischen Überlegungen. Er hat ja beispielsweise einen Predigtvorbereitungskreis mit Gemeindegliedern initiiert, ein Predignachgespräch sollte es geben und rege Laienbeteiligung im Gottesdienst. Wie haben Sie ihn als Pfarrer erlebt?

Pfäfflin: Langes Sprachgewalt war enorm. Da warst du erst mal selbst auf den Mund geschlagen. Es musste dann schon ein Arbeiter aufstehen und sagen „du hast gut geredet, bist ein sympathischer Mann, aber verstanden habe ich dich nicht“. So konnte es ein Gespräch geben. Sonst gab es bei ihm selbst kaum ein Nachgespräch. Ich war zum Beispiel erfüllt, hineingezogen, konnte nicht gleich darauf reagieren.

a+b: Was genau hat Sie hineingezogen?

Pfäfflin: Diese ungeheuerliche Erwartung an das Kommende. Das waren prophetische Reden, evangelische Reden. Und da war kein Blabla dazwischen. Es war zwingend.

Das waren prophetische Reden, evangelische Reden

a+b: Mit Lange gesagt die Entfaltung davon, die „Wirklichkeit im Licht der Christusverheißung“ wahrzunehmen, die „verbesserliche Welt“ zu „prosignieren“, die „Chancen des Alltags“ zu ergreifen?

Pfäfflin: Ja, die Dinge in ihrer Potentialität zu sehen, das Hoffnungspotential in allem zu sehen. Und wenn Sie das mal tun, dann wird jedes Thema zum theologischen Thema. Dann werden die

Weltwirtschaftsthemen zu theologischen Themen, da kann man sie dann nicht den Ökonomen überlassen. Dann muss man sagen, der Hunger ist nicht eine Frage von Brot geben, sondern von der Perspektive her, dass die Welt satt wird. Und dazu ist Jesus aufgetreten und deshalb hat er zeichenhaft tausende Menschen gespeist. Oder die Krankheitssituation auf der Welt ist auf einmal eine theologische Frage. Es geht nicht darum, Medizin zu schicken, sondern die Menschheit in dem Lichte zu sehen, dass alle gesund sind. Also von morgen, vom Horizont her zu denken. So werden alle politischen Themen zu theologischen Fragen.

a+b: Daher auch das große ökumenische Interesse Langes?

Pfäfflin: Er hatte einen ganz großen Ökumenebegriff, er ging weit in die uns noch so fremden Religionen hinein. Und das war für ihn wichtig. Denn wenn wir nicht ökumenisch aufeinander zugehen, und zwar weit über die Ökumene zwischen evangelisch und katholisch hinaus, wie wollen wir denn dann für einen Weltfrieden arbeiten?

Wenn wir nicht ökumenisch aufeinander zugehen, wie wollen wir denn dann für einen Weltfrieden arbeiten?

a+b: Lange hat viel gleichzeitig gemacht, vielleicht zu viel. Ab 1963 war er zugleich Professor für Praktische Theologie, Studierendenpfarrer, er hatte einen Dienstauftrag für die Ladenkirche, war schriftstellerisch tätig, als Referent im ganzen Bundesgebiet unterwegs und er hatte Familie. Positiv gesagt: Er hat überall Chancen gesehen und ergriffen. Was hat ihn dabei angetrieben?

Pfäfflin: Sein Reformprojekt ist in meinen Augen, dass man die Kirche von den Rändern her sieht, nicht von innen. Und überall an den Rändern gibt es Chancen. Und die Sensibilität der Kirche hat die zu sein, diesen am Rand entstehenden kleinen Gruppen und Initiativen gut zuzuhören und das aufzunehmen. Und dann ist man permanent und ständig unter Strom. Und er war selten zufrieden. Wir wollten zum Beispiel „Chancen des Alltags“ wieder auflegen. Da sagte er dann „nein, das ist nicht gut genug“.

a+b: „Selten zufrieden“ sagten Sie. Manche sagen, Ernst Lange sei mit der Ladenkirche gescheitert.

Pfäfflin: Für mich ist er nicht gescheitert. Es gab vom Brunsbütteler Damm so viele Impulse in die Kirchenreformbewegung überall in die Republik hinein, dass das schon genügend Ertrag ist. Ramtel, hier in Leonberg, war zum Beispiel so eine Kirchenreformbewegung bei uns in Württemberg. Die sind auch zu Ernst Lange nach Berlin gefahren.

a+b: Langes Theologie war voller Hoffnung, von präsentischer Eschatologie bestimmt. Sein Leben dagegen brüchig, bis zum selbstgewählten Lebensende.

Pfäfflin: Das ist so. Er ist einen „verkehrten Tod“ gestorben. Und wir wissen nicht, warum. Verstehen kann man das nicht. Er wusste von der Verletzlichkeit des Lebens mehr als andere. Und er konnte darüber reden und schreiben. Mich bedrückt dieser Tod heute noch. Aber er hat uns eine Theologie

Er wusste von der Verletzlichkeit des Lebens mehr als andere

der Hoffnung hinterlassen, die stärker ist als das Nichtverstehen: „Der Tod ist kein Argument gegen das Leben. Der Tod ist kein Argument gegen den Glauben. Der Tod ist kein Argument gegen die Hoffnung auf die Vollendung der Welt. Der Tod ist kein Argument

gegen Gott. Man stirbt nicht von Gott weg, man stirbt in Gott hinein.“ Das hat er gesagt.

a+b: Herzlichen Dank für das Gespräch.

Die Fragen stellte Tobias Weimer.